H. Mon.
55

3710.

<36604527100013

<36604527100013

Bayer. Staatsbibliothek

H Mon 55

Beytrag
zu einer
Apologie
des
Mönchs-Standes,
aus statistischen und religiösen Gründen.

Aus dem Französischen frey übersetzt mit Anmerkungen.

(*Audiatur & altera pars.*)

Straßburg,
Auf Kosten guter Freunde.
1783.

Mit Hoher Approbation.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochwürdigen

und

Hochwohlgebohrnen Herrn

Herrn

Cölestin II.

der unmittelbaren

Reichs-Abtey Kaisersheim,

Cisterzienser Ordens,

würdigst regierenden

Prälaten und Herrn,

Kaiserl. Königl. Rath und

Erb-Cappl.

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwürdiger
Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr Reichs=Prälat!

Das Verlangen **Ew. Excellenz** für die mir erwiesenen Gnadenbezeugungen meinen unterthänigen Dank öffentlich abzustatten, treibt mich an, Deroselben Namen diesem Werkchen vorzusezzen. Unter was für einem Schutz könnte aber auch diese Apologie sicherer in die Welt gehen, wo es ihr nicht an Widersachern fehlen wird, als unter demjenigen **Ew. Excellenz**, deren unpartheischer Eifer für das beste der Religion keinem Zweifel unterworfen ist?

Während als aller Orten Schriftsteller auftreten, welche die geistlichen Orden mit Heftigkeit angreifen, sie bald lächerlich zu machen suchen, bald als schädliche Anstalten schildern, die dem Staate nachtheilig sind, so wagt es ein bescheidener freymüthiger Franzos von Stande, ihr Vertheidiger zu werden. —— Er verachtet die schamlosen Spöttereyen welche hungrige Witzlinge, gedungene Zeitscribenten aus ihrer armseligen Rüstkammer auskramen. Er beschäftiget sich mit wichtigern Gegnern.

Der Lieblingssaz unserer Zeiten, daß der ehelose Stand der Ordensgeistlichen der Bevölkerung nachtheilig seye, ist der erste Gegenstand seiner Untersuchung. Er zeigt anschauend den Un-

grund dieser Behauptung, und deckt die wahren Hinderniße der Bevölkerung auf.

Auch die Einwürfe, als ob Klöster Zufluchts-Oerter des Müßiggangs und des Wohllebens seyen, und als ob das beste Mittel allen Mißbräuchen der Klöster abzuhelfen, darinn bestehe, erst im 21sten Jahre Klostergelübde zu erlauben, schwächt er mit Gründen, welche von seiner Kenntniß der innern Verfaßung dieser Anstalten zeugen. Er beweißt wie nützlich die geistlichen Orden der christlichen Religion und der Menschheit, wie wichtig und mannichfaltig die Beschäftigungen der Ordensgeistlichen sind, oder seyn können. Freylich bekennet er, daß diese Vortheile, gute Zucht und Ordnung, hauptsächlich von den Obern eines Klosters abhangen; und

diese Wahrheit bestätiget zur Genüge das Beyspiel, welches Ew. Excellenz geben.

So groß die Anzahl der Priester und Brüder Hochderoselben Abtey ist, so ist doch keiner unbeschäftiget, und die ganze Nachbarschaft fühlt den gesegneten Einfluß ihrer Arbeiten.

Ich vereinige meine Wünsche mit so vielen tausenden, welche für das Wohl Ew. Excellenz ergehen, und verharre mit tiefster Verehrung

Ew. Excellenz

Den 1 Januar
1783.

unterthäniger Diener,
der Verleger.

Beytrag zu einer Apologie des Mönchs-Standes.

Nachläßigkeiten und Versäumnisse sind von der menschlichen Schwachheit unzertrennlich. Obgleich die heiligsten Gesetze die Religion dagegen schützen sollten, so haben sich doch auch hier Mißbräuche eingeschlichen, welche die Vorsteher der Kirche vielfältig bewogen haben, an ihrer Ausrottung zu arbeiten, und zu trachten der Kirchendisciplin ihren alten Glanz wieder zu geben. Die Sitten der geistlichen haben einen sehr großen Einfluß auf die Denkungsart

des Volks. Wer also zu jener ihrer Reinigkeit etwas beyträgt, der macht sich zugleich auch um das Wohl des Volks verdient; er giebt seinem Glauben, seiner Liebe zu den Pflichten gegen Gott, gegen den Regenten, und gegen andere Menschen ein neues Leben, und sorgt zugleich für das Heil der Seelen, und für die Ruhe des Staats. Das ist der Zweck gewesen, den man sich grosentheils bey den Kirchenversammlungen vorgesetzt hat. Beyde, die weltliche Macht und die Priesterschaft haben sich zu diesem wichtigen Geschäfte vereinigt, und mit Ernste an der Verbesserung der Kirchenzucht gearbeitet.

In unsern Zeiten scheint man vorzüglich aufmerksam auf das Interesse der bürgerlichen Gesellschaften zu seyn, und das Verhältniß der Kirche zu dem Staate, und den Einfluß der Geistlichen in denselben auf das genaueste abzuwägen. Man hat insonderheit seit einiger Zeit die geistlichen Orden mit Macht angegriffen, und theils aus der grosen unverhältnismäßigen Zahl ihrer Mitglieder, theils aus den Fehlern und Mißbräuchen, die darinnen herrschen, ihre Schädlich-

lichkeit ableiten und die Nothwendigkeit zeigen wollen, ihnen Schranken zu setzen. Die Zahl der Mönche, sagt man, ist allzugroß, und daher dem Staate nachtheilig. Es fehlt an weltlichen Arbeitern, alldieweil die Religion deren zu viele hat, und öfters über die Unordnungen erröthen muß, welche bey einer so grosen Menge nicht zu vermeiden sind. Deswegen haben wohldenkende Regenten, denen es daran gelegen war, ihren Unterthanen alle mögliche zeitliche Vortheile zu verschaffen, und auf der andern Seite die Kirchendisciplin aufrecht zu erhalten, für nothwendig geachtet, damit das Gleichgewicht hergestellt, und die Zahl der Ordensgeistlichen ohne Gewaltthätigkeit vermindert würde, die Ablegung der Klostergelübde erst nach einem Alter von zwanzig Jahren zu erlauben. Sie hoften noch andere Vortheile aus einer solchen Verordnung zu ziehen. In einem solchen Alter, dachten sie, ist der **Beruf** weniger zweifelhaft, der Staat erhält viele nüzliche Bürger, und die Kirche bessere Arbeiter. Dies scheint in der That vernünftig, und keinem Tadel ausge-

 setzt.

setzt. Allein es scheint es nur. Denn so sehr dieses einfache Mittel dem ersten Anblicke nach, Beyfall findet, so gründlich hoffe ich zeigen zu können, daß es für die Kirche und für den Staat höchst verderblich ist.

Unter den vielen Schriftstellern, welche den Mönchsstand angetastet haben, giebt es welche, bey denen nicht gottlose und feindselige Absichten gegen die Religion, sondern eine wahre Ueberzeugung, daß sie für das Beste des Staates und der Kirche sorgen, die Feder geführt hat. Sie verdienen allerdings, daß man ihre Gründe untersuche und prüfe, um desto mehr, da der edle Zweck, welchen sie sich vorgesetzt haben, desto eher im Stande ist, andere zu verblenden. Ich werde daher den Hauptgrundsatz den sie vorbringen, beleuchten, und untersuchen, ob **die Mönchs-Orden ihrer Natur nach der Bevölkerung und der Industrie im Wege stehen.** Es ist desto nöthiger hiebey zu verweilen, da, so viel ich weis, alle diejenigen, durch welche der Mönchsstand vertheidigt worden ist, diesen Punkt gar nicht, oder doch nur im Vorbeygehen berührt haben.

ben. Theologische Gründe aus der H. Schrift, aus den Koncilien, aus den Kirchenvätern, und aus dem Herkommen der Kirche hergeleitet, helfen nichts bey befangenen Menschen. Man hört sie an, und glaubt doch nach wie vor, daß die Ordensgeistliche der Bevölkerung und der Industrie schädlich sind. Weil man nun dafür hält, dieser Schade werde durch das Gelübde der Keuschheit erzeuget, welche die H. Schrift dem Ehestande vorzieht, so giebt man nach und nach dem gottlosen Gedanken Platz, als streite das Evangelium mit den wahren Vortheilen des Staats. Um eine so unglückliche Wirkung zu vereitlen, will ich beweisen:

1°. Daß die Mönche nicht die wahre Ursache der Entvölkerung, oder der Trägheit sind, über welche mancher Staat zu seufzen hat.

2°. Daß die Unordnungen in den weniger gesitteten Klöstern nicht daher kommen, daß ihre Mitglieder sich schon im 16ten Jahre binden.

3°. Daß das Verbot vor dem 21ten Jahre Klostergelübde zu thun, in kurzem den Ruin der Mönchsorden nach sich ziehen, oder wenigstens sie unnüz, und selbst der Kirche schädlich machen muß.

4°. Daß aus diesen Ursachen die Kirche nie die Ablegung der Klostergelübde weiter als bis in das 16te Jahr verschoben hat.

5°. Will ich diesem noch einige Beobachtungen über die schickliche Zahl der Mönche in Verhältniß auf das Beste des Staats, beyfügen.

§. 1.

Die Religiosen sind nicht die wahre Ursache der Entvölkerung, noch des Mangels an Industrie in einem Staate.

Ich streite nicht wider diejenigen Philosophen, welche alle Religion und deswegen auch alle Religiosen für unnüz oder gar für schädlich halten, weil sie weder Landbauer, noch Handwerker, noch Kaufleute, noch Soldaten, noch Advokaten u. s. w. sind.

Denn

Denn ein Staat ohne Religion ist ein Unding, ein fürchterliches Cahos, wo der Gehorsam nur aus Furcht vor der Strafe entsteht, wo die eheliche Treue für ein eitles Vorurtheil, die Gerechtigkeit im Handel und Wandel für eine Thorheit geachtet wird, wo man als eine viehische Raserey ausschreyt (wie sich ein neuerer Philosoph ausdrückt), wenn man zur Vertheidigung der Rechte des Regenten die Waffen ergreift. Und unter allen Religionen ist gewis die christliche dem Wohl der Gesellschaft am meisten angemessen. Daher sagt **Montesquieu**: „die christliche Religion, welche nur die Glückseligkeit des künftigen Lebens zum Gegenstande zu haben scheint, sorgt auch für das Glück in diesem Leben. Ihr sind wir in der Staatsverwaltung und im Kriege politische und Völkerrechte schuldig, wofür ihr die menschliche Natur nicht genug danken kann. Deswegen widerspricht er mit Nachdruck dem Bayle, welcher vorgiebt, ein Staat von lauter wahren Christen, könnte nicht bestehen, und frägt: „warum nicht? er würde ungemein aufgeklärte Bürger haben, die

mit Eifer ihre Pflichten erfüllten; wahre Christen würden die Rechte der natürlichen Vertheidigung fühlen; je mehr sie glaubten der Religion schuldig zu seyn, destomehr würden sie glauben dem Vaterlande leisten zu müssen. Die Grundsätze der Religion tief in das Herz eingegraben, würden unendlich wirksamer seyn, als die falsche Ehre in den Monarchien, die menschlichen Tugenden in den Republicken, und die knechtische Furcht in den despotischen Staaten.„ — Sobald von einem Reiche die Rede ist, welches sich zur christlichen Religion bekennt, so muß man auch zugeben, daß Leute darinn seyn müssen, die sich ihrem Dienste wiedmen. Diese Männer können weder Bauern, noch Handwerker, noch Kaufleute, noch Soldaten, noch Advokaten seyn; aber sie werden die Bauern, die Handwerker, die Advokaten unterrichten; sie werden sie ihre Pflichten, gegen Gott, gegen den Nächsten, gegen den Fürsten, gegen das Vaterland lehren. Man müßte diese Pflichten für unnüz oder schädlich achten, um die Diener der Religion, als entbehrliche, unnüze oder

gar

oder gar schädliche Leute ansehen zu können.

§. 2.

Allein, wird man sagen, warum müssen die Diener der Religion unverehlicht seyn? Warum müssen sie sich dem Celibate unterwerfen, der den Staaten so äusserst verderblich ist? Es ist wahr, der unverehlichte Stand der Geistlichen ist nicht göttlichen Ursprungs, und in sich selbst betrachtet, ist er nicht durchaus nothwendig. Allein in der H. Schrift ist der unehliche Stand, dem Stande der Ehe vorgezogen. (*) Denn zu dem Amte eines Dieners der Religion wird grose Gottesfurcht und viel Unterricht erfordert. Die

(*) 1 Corinth. VII. 38 u. a. m. Es ist unläugbar, daß Paulus in diesem Capitel dem ledigen Stande, wenn er recht angewendet wird, den Vorzug giebt, aus der Ursache hauptsächlich, weil die Verheiratheten viel mehr durch Weltsorgen zerstreut sind. v. 33. Das ist die Ursache warum die Kirche den Rath des Apostels in ein förmliches Gesetz verwandelt hat. Dieses Recht kann niemand der Kirche streitig machen. Unterwarfen sich doch alle Apostel dem Schluß der Kirchenversammlung zu Jerusalem. Wem dieses Joch zu hart scheint, der erwähle einen andern Stand.

Die Sorgen der Ehe lassen aber nicht zu, daß sich einer mit ruhigem Gemüthe und anhaltendem Fleiße den Uebungen der Gottseligkeit und der Erlernung desjenigen wiedme, was einem Priester zu wissen zukömmt. Diese Sorgen würden noch durch den Mangel vermehrt, den die meisten Priester leiden müßten, um ihre Familie zu ernähren. Dies ist eine von den Ursachen, warum etliche Weltpriester in ältern Zeiten durch die Sorgen zerstreut sehr unwissend geworden; deswegen auch Arkadius den Bischöffen befohlen hat, sie sollten die Geistlichen, deren sie zu ihren Verrichtungen benöthigt wären, in den Klöstern suchen. Man sieht ja wie zu unsern Zeiten die Weltpriester nur dadurch daß sie mit ihrer Familie leben, oder zu ihrem Unterhalte beytragen müssen, an der nöthigen Ruhe, an der Sammlung des Geistes zu ihren heiligen Geschäften, und an dem Studieren gehindert werden. In den Klöstern allein erhielt sich noch ein Schatten von Gelehrsamkeit, da die übrige Welt von der Barbarey überschwemmt war. Freylich ist heut zu Tag die Geistlichkeit gelehrter als

vor

vor Zeiten. Da aber auch die Feinde der Religion an Aufklårung zugenommen haben, so ist es itzo eben so nöthig als vorher, daß sich Månner von der Welt zurückziehen, und sich anhaltend im Gebet und Studieren üben. Selbst die Feinde der Religion, seit dem Kayser Valens, welcher der Arianischen Kezerey günstig gewesen, und die Mönchen verfolgt hat, bis auf Calvin haben diesen Vortheil des Mönchsstandes anerkannt. Deswegen haben sie hauptsåchlich ihre Angriffe auf die Klöster gerichtet, weil sie wohl eingesehen, daß, wenn diese gefallen sind, die Kirche nicht so leichtlich ihren Feinden widerstehen kann.

Vergebens beruft man sich auf das Beyspiel der griechischen Kirche, welche verehligte Månner zu Weltpriestern annimmt. Diese Erlaubniß ist etwa eine Folge des Verfalls der ersten Kirchenzucht, oder der geringen Zahl der Kirchendiener. Man muß zugeben, daß man in den ersten Zeiten verheyrathete Månner ordinirte, wenn sie nur sonst würdig waren das Heiligthum zu

be-

betreten. Aber man forderte doch, daß sie nicht in zweyter Ehe lebten, noch sonst mit einer Wittwe in Verbindung stunden. Die meisten mußten auch vor der Ordination die Einwilligung ihrer Ehefrauen zu einer beständigen Enthaltung bringen. Man erlaubte ihnen aber, unter einem Dache mit denselben zu leben, weil sie das Gelübde nicht von der natürlichen Verpflichtung loszählen konnte, die sie übernommen, für die Bedürfnisse ihrer Frauen zu sorgen. Nach der Trennung der griechischen Kirche haben die Geistlichen diese Erlaubnis mißbraucht. Die lateinische Kirche, um die Wiedervereinigung zu erleichtern, hat zwar dafür gehalten, sie könne über diesen Misbrauch die Augen zudrücken, weil die geistliche Enthaltung nicht göttlichen Rechtes ist. Die griechische Kirche selbst aber zeigt, daß sie dieselbe für nöthig erachtet, weil weder vor noch nach der Trennung den griechischen Mönchen gestattet worden ist, sich zu verheirathen. Es konnten auch verheirathete Männer Mönchen werden, mit Einwilligung ihrer Ehefrauen; aber sie mußten ganz

auf

auf ihre Gesellschaft Verzicht thun. Doch bediente sich die Kirche am allermeisten derjenigen zu heiligen Verrichtungen, die von Jugend auf im ehelosen Stande erzogen waren; so daß in der griechischen Kirche, wie auch in der lateinischen die Gewohnheit aufkam, die Bischöffe aus den Klöstern zu wählen. **Gregorius** der grose hat sich dieser Bischöffe bedient, um die Kirchendisciplin zu verbessern, und den christlichen Glauben unter abgöttischen Nationen zu predigen. **Fleury** sagt, (*) daß selbst **Photius** zu seiner obgleich unrechtmäßigen Ordination erst zugelassen worden, nachdem er den religiosen Habit angezogen. Die griechischen Bischöffe werden noch heut zu Tag aus den Klöstern gezogen. Und auch unter den Weltgeistlichen giebt es wenige, die verheirathet sind.

§. 3.

Wenn man annimmt, daß der unverehlichte Stand der Priester der Religion wo nicht

(*) Buch 17. 19.

nicht nothwendig, doch höchst vortheilhaft ist, so wird er wohl nicht dem Staate schädlich seyn können, von welchem die Religion ein so wesentlicher Theil ist. Jeder Theil eines Staats muß dem andern zum Besten, einige Aufopferungen thun, sonst wird aus ihm ein Ungeheuer. Es ist ohnstreitig ein groser Vortheil, wenn ein Reich eine ansehnliche Armee auf die Beine stellen kann; und doch müßte daraus ein groser Schaden entstehn, wenn man, um sie zusammen zu bringen, die Felder entblößen, und den Landbau hemmen würde. Es wäre also allerdings vortheilhaft, die Ehen der Soldaten zu erlauben. Warum geschieht das nicht? Weil der Regent einsieht, daß ein solches Band die Soldaten zu seinem Dienste weniger tüchtig machen würde, und weil er weiß, daß sich das Soldatenleben mit der Ehe gar nicht verträgt. Nun ist aber die Anzahl der Soldaten weit grösser, als die Zahl der Geistlichen. Und doch soll die Religion nicht dasselbe Recht geniessen, welches jener Stand genießt? Wird wohl jemand einwenden können, daß Armeen

dem

dem Staate nothwendiger sind als Religion.

§. 4.

Ich komme näher zur Sache, und behaupte, daß die Bevölkerung eines Landes nach einer gewissen Zeit vollkommen dieselbe seyn wird, es seye daß sich die Diener der Religion verheirathen oder nicht. Nach der Berechnung des ber. Leonhard Eulers, (*) würden die Ehen einer einzigen Hauptstadt in einem Zeitraum von zwey oder drey Jahrhunderten, die ansehnlichste Provinz bevölkern, wenn den Heirathen, dem Kinderzeugen, und der Nahrung keine Hindernisse im Wege stünden. Was nüzt die Freyheit sich zu verheirathen, wenn man seine Frau nicht ernähren kann, wenn Elend oder Laster das eheliche Bett unfruchtbar machen; wenn die Armuth des Landes die Einwohner wegtreibt? Das Gesetz gestattet den Türken die Vielweiberey: aber nur wenige machen sich diese Erlaubniß zu Nutze, weil ihnen ihre Glücksumstände nicht zulassen, eine zahlreiche Familie

(*) Introd. ad analys. infin. T. 1. c. 6.

milie zu ernähren; und ohngeachtet dieser Freyheit sind doch große und unbewohnte Strecken Landes in den Staaten des Kaysers. Die Menschen ziehen wie die Pflanzen ihren Unterhalt aus dem Boden, auf dem sie sind. Ihre Vermehrung hängt also gleichsam von dem Anbau des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens ab. Künste ohne Ackerbau, verarmen das Land, weil ihnen eine Stütze fehlt. Der Ackerbau hingegen, wenn anders der Bauer nicht geschunden wird, bringt wegen des Ueberflusses den er darreicht, aus seinem Busen Handlung und Industrie hervor. Deswegen wird ein jedes Land, wo der Ackerbau blüht, bevölkert seyn, es mögen darinn Mönchen wohnen oder nicht. So wird auch dasjenige, wo der Ackerbau darnieder liegt, an Einwohnern Mangel haben, ganz unabhängig von der Zahl der Mönchen die darinn sind. Die kleinsten Provinzen Spaniens ernähren mehr Mönchen, als die grösten; und doch sind jene mehr bevölkert als diese. Man darf nur einen Blick auf ihre Aecker werfen, um die Ursache davon einzusehen. Der

H. Ambrosius hat in seinem Buche von der Jungferschaft schon dieselbe Bemerkung, in Ansehung der Provinzen des römischen Reichs gemacht. Syrien, Aegypten, Afrika sagt er, wo viele unverehlichte Personen leben, sind viel mehr bevölkert, als manche Provinz im Abendland. Der Kirchenvater spührt der Ursache nicht nach. Aber es ist dieselbe welche wir angeben. Afrika und der Orient waren die Kornkammern des ganzen Reichs. In diesen Ländern beschüzten Municipalrechte und Freyheiten den Ackerbau und die Industrie, alldieweil das Abendland durch innerliche Kriege und durch die Tyranney der Fürsten zerrüttet war, und seine Felder verwüstet sahe. Hieraus erhellt die Unrichtigkeit der Bemerkung des Verf. des Geists der Gesetze, welcher behauptet, daß der uneheliche Stand just in den Ländern eingeführt seye, welche die wenigsten Einwohner besitzen. Die Begierde Krieg zu führen, innerliche Unruhen, tyrannische Regierungen despotischer Regenten haben mehr Provinzen entvölkert, als kein Celibat je gethan hat. Ja, was noch mehr gegen

den Montesquieu zeugt, ist, daß in denselben Provinzen, die er als solche, die durch den Celibat entvölkert worden, ausgiebt, sich seit dieser Zeit die Zahl der Einwohner vermehrt hat, ohne daß man um ein Haarbreit von dem Celibat abgewichen wäre. Ehe **Ludwig Sforza** fremde Heere nach Italien gerufen hat, war dieses Land ohnstreitig der reichste, und bevölkerteste Theil Europens. Die Waldungen und Moräste, zu welchen die Verheerungen der barbarischen Völker Gelegenheit gegeben, waren in reizende Gefilde umgeschaffen, alldieweil aller Orten Tempel und Klöster emporstiegen. In Teutschland beklagte man sich eben zu der Zeit über die allzugrose Menge der Geistlichen, da die grenzenlosen Wälder von der Oberfläche verschwanden. Die Niederlande waren zu gleicher Zeit stark bevölkert, und mit vielen Klöstern besezt, und das aus der Ursache, weil die Produkten der Rhein-Ufer, und die grose Freyheiten welche sie genossen, ihrem Handel, und ihrer Industrie einen sehr vortheilhaften Schwung gaben. (*) England

(*) In den Vorstellungen des Cardinals Ba-

land hingegen, welches in vorigen Zeiten an Menschen und an Nahrung Mangel hatte, wäre durch die Austreibung der Mönche weder bevölkerter noch fruchtbarer geworden, wenn die Regierung nicht Preise auf den Ackerbau, und auf die Manufacturen gesezt hätte. In England und Holland steht jedem frey sich zu verheirathen; gleichwohl leben unzähliche Menschen daselbst, entweder aus freyer Wahl, oder aus Noth im ehelosen Stande. Warum klagt man nicht darüber? Vielleicht weil sie keine besondere Kleidung tragen, die sie auszeichnet.

Wahr ists, daß vierzig tausend Ehen in einem Jahre 10 oder 15 tausend Menschen mehr gäben. Allein wenn der Ackerbau und die Industrie im Flore sind, so ist diese Lücke gar bald durch die vortheilhaften Heyrathen der Handwerker und Ackerleute ausgefüllt. Da wo man sich leicht ernährt, finden sich in

thiani, Primaten in Ungarn, wird ausdrücklich gesagt, daß dieses Königreich immer eine grose Zahl geistlicher Gesellschaften, und Klöster gehabt hat, und ohngeachtet dessen blühend, und mit Ueberfluß gesegnet gewesen ist.

wenig Jahren so viel Einwohner, als das Land tragen kann, es mögen Mönchen darinn wohnen oder nicht. Man haue einen Baum aus einem guten Boden, so werden bald neue Schößlinge hervorkommen, die den Boden ganz bedecken. Ist der Boden schlecht, und mager, so verderben die besten Pflanzen. Holland schickt jährlich eine große Anzahl Schiffer und Handelsleute nach beyden Indien, wovon gewiß der achte Theil das Vaterland nicht mehr zu sehen bekommt, weil sie entweder umkommen, oder sich in einem andern Lande niederlassen. Dessen ohngeachtet ist Holland sehr volkreich, weil der blühende Handel und die Industrie zahlreiche und fruchtbare Ehen verursachen. **Petrus Fernandes Navaretta**, Secretär König Philipps III. giebt in seinem Buche **von der Erhaltung der Monarchien** verschiedene Ursachen der Entvölkerung Spaniens an. Er zählt dahin die Vertreibung der Juden und Mauern, die Kolonien, welche täglich nach Amerika abgehen, die Fidei-Comisse, welche den jüngern Kindern die Mittel rauben, sich zu verheirathen, das

Weg-

Wegziehen der Familien aus den Dörfern, und kleinern Städten in die Hauptstadt; die Zahl der Mönche, die Menge der lateinischen Elementar-Schulen, die Verachtung des Ackerbaues, den Gebrauch fremder Waaren und Producten, oder vielmehr die Nothwendigkeit sich ihrer zu bedienen. Allein von allen diesen Ursachen, so häufig sie ihm auch nachgezählt worden sind, gelten nur die zwo leztern. Wenn man den Ackerbau emporbrächte, und dem leztern Uebel abhälfe, so würden alle andere von geringen Folgen seyn. Freylich sieht man die 40 tausend Heirathen als ein geschwindes Mittel an, die Bevölkerung zu vermehren. Allein wenn es an Nahrung fehlt, so müssen doch die Menschen bald wieder eingehen. Ist jene aber leicht zu finden, so werden sich gewiß auch diese in kurzer Zeit vermehren, ohne daß nöthig wäre zu einem gewaltsamen Mittel zu schreiten, welches der Religion Schaden bringt.

§. 5.

Man meynt, wenn man die Zahl der Religiosen festsezte, so würden die übrigen ihrer Freyheit gemäs sich verheirathen, oder in Manufakturen arbeiten, oder das Land anbauen. Allein fehlt es an Leuten welche Künste und Handwerker treiben, und das Feld bauen, oder sich verheirathen, weil man überflüssige Religiosen in einem Lande duldet? oder sind nicht vielmehr deswegen überflüssige Religiosen da, weil kein Vortheil dabey ist, das Feld zu bauen, und in die Ehe zu treten? Daher kommt es eben, daß die überflüssigen Mönche ohne besondere Vokation nur deswegen oft in ein Kloster gehen, weil sie die Mühe sehen, mit welcher sich so viele Familien ernähren, und das Elend, dessen sie sich nicht erwehren können, ob sie gleich Tag und Nacht gearbeitet haben. Wir wollen uns eine unfruchtbare dürre Gegend vorstellen, wo die Felder etwa die Hälfte einer guten Erndte tragen, wo der Bauer mit saurem Schweiße kaum soviel gewinnt, als er braucht, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, und

wo er sich zur Zeit der Erndte von Glaubigern und Wucherern gedrungen sieht, die auf seinen armseligen Gewinn lauren; wo keine Künste noch Handwerker getrieben werden, um den Mangel an Früchten zu ersetzen; wo die Wege, worauf die Waaren weggebracht werden sollen, unbrauchbar sind, und wo, wenn man sie von einem Orte zum andern führt, schwere Abgaben entrichtet werden müssen; mit einem Worte, wo alles zusammen stimmt, um den armen Bauern zu unterdrücken, und ihm sein dürftiges Leben recht sauer werden zu lassen. Welcher junge Mensch wird beym Anblick solcher Bedrückungen und Uebel, die Gelegenheit ausschlagen, ein Mönch zu werden, wenn sie sich zeigt; gesezt auch er fühlte keinen wahren Beruf dazu? die Eltern selbst werden alles anwenden, damit er in diesen Stand trete, um der Sorge für seine Erhaltung überhoben zu seyn. Wir wollen nun annehmen, die Gesetze hätten ihm den Weg ins Kloster versperrt; was wird der Staat für Nutzen aus ihm ziehen? Entweder wird er aus Mangel an Nahrungsmitteln sich nie

verheirathen, oder wenn er sich je verheirathet, so wird das elende schlechte Leben, das er führen muß, ihn wenig geschickt machen, etwas zur Bevölkerung beyzutragen. Und wollte Gott, daß, was ich hier sage, falsch wäre; daß es keine Eheleute gebe, welche, da sie nicht wissen wie sie ihre Kinder ernähren sollen, mit einander übereinkommen, die Früchte der Ehe zu verhindern! In manchen Städten sind die Schwierigkeiten nicht geringer. Da wo die Industrie nicht blüht, und nur so viele Handwerker sind als der Bürger braucht, muß es nothwendiger Weise viele Elende geben. Was thut in solchen Umständen ein Handwerksmann, der fünf oder sechs Kinder hat? den einen wird er sein Handwerk lehren, den andern wird er zu einem andern Handwerke thun; aber gewiß er wird auf alle Art froh seyn, einen oder zwey dem geistlichen Stande oder dem Klosterleben zu wiedmen. Der Misbrauch so vieler lateinischer Elementar-Schulen, welche man aller Orten, und selbst in den ärmsten Dörfern antrift, entspringt nur aus der Schwierigkeit, die Kinder Handwerke zu leh-

lehren. Man glaubt auch noch, daß diese Schulen der Bevölkerung schaden, weil sie die Jugend von dem weltlichen Nahrungsstande weg, zu dem geistlichen Stande führen. Allein die Menge dieser Schulen ist nie die wahre Ursache der Entvölkerung gewesen; sie beweist nur, daß die Industrie nicht genug vervielfältigt, und der Ackerbau nicht geehrt genug ist. Sobald diese blühen, werden die Heirathen sich vermehren, und die Zahl der Schulen abnehmen.

§. 5.

Es ist izt nicht meine Sache, einzeln zu untersuchen, worinn die Verachtung des Ackerbaues besteht, noch warum in einigen Ländern die Eigenthümer lieber Gras zur Weide wachsen lassen, als es zur Erndte anzusäen. Ich sage auch nichts über die verderbliche Gewohnheit, die in grosen Städten herrscht, sein Geld, zum Nachtheil des Ackerbaus auf Renten auszuleihen. Ich will nur bemerken, daß in den Ländern wo der Ackerbau vernachläßigt ist, doch so viel Feld angebaut wird, als zum Nutzen der Eigenthü-

thümer geschehen kann, und daß die Bauern von den übrigen Feldern vorgeben, es würde kein Nutzen heraus kommen sie anzubauen. So daß also doch ein solches Land Bauern genug hat für das Feld, welches mit Vortheil bearbeitet werden kann. Dasselbe kann man von den Handwerksleuten in den Städten sagen, wo der Handel nicht im Flore ist; die, zu dem Dienste der Bürger nothwendige Handwerker fehlen nicht. Das beweist zur Genüge der Mangel, welchen einige leiden. Gesezt denn also, die sechszig tausend Personen, die dem Altar dienen, würden in einem Reiche, wo der Ackerbau und die Industrie nicht blühen, wieder in ihren ersten weltlichen Stand zurück treten, so sieht jedermann ein, daß sie nur die Zahl der Müssiggänger und Landstreicher vermehren würden. Wenn aber Industrie und Ackerbau empor kommen, so wächst nach und nach die Zahl der Einwohner, ohne jene sechszig tausend Personen. Die Bequemlichkeit des Transports, die Belohnungen auf die Ausfuhr überflüssiger Producten, und andere Vortheile, welche den Ackerbau

be-

betreffen, können öfters so viel wirken, daß das Feld 30 von 100 trägt. Ein Winser der einen Weinberg besitzt, wird bald im Stande seyn, einen zweyten zu kaufen, und ihn mit eben so viel Nutzen anzupflanzen. Die Kinder werden ihm keine Bürde seyn. Er wird sie brauchen, um auf seinen Nutzen zu wachen. Er wird nicht daran denken, sie die Grammatik lernen zu lassen. Sobald sie lesen und schreiben können, wird er sie zu den Feldarbeiten anziehen, und wenn die Zeit dazu kommt, wird er sie leicht verheirathen. Dasselbe wird auch in den Städten in Ansehung der Handwerker statt finden. Und so ist der Mangel an Einwohnern sicherer gehoben, als durch Einschränkung der Klostergelübde.

§. 6.

Diesen zwey Ursachen der geringen Bevölkerung, kann man noch zwey andere beyfügen; ich meyne das **Verderbnis der Sitten**, und die Nothwendigkeit, in welcher die Staaten sind, **geübte Truppen** immer auf den Beinen zu haben. Eine der grösten

Wohl-

Wohlthaten, welche die Gesellschaft den Regenten zu danken hat, ist die im sechszehnten Jahrhunderte bewirkte Zerstörung des Feudalsystems fast in ganz Europa. Das Volk arbeitete, nur um seine Baronen zu bereichern, und zu mästen, und diese brauchten ihre Unterthanen, nur um den Staat durch beständige innerliche Kriege zu zerrütten, und die Rechte der Menschheit und der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten. Das war gewis ein groses Uebel. Allein, wie es in diesem Thränenthal meistens zu geschehen pflegt, dieses Uebel war von etwas gutem begleitet. Das Feudalsystem gestattete den Regenten nicht mehrere Soldaten zu halten, als zu ihrer Bewachung nothwendig war. Bey einem Kriege mußten die Baronen selbst, nach Verhältnis ihrer Lehen, Truppen schicken. Diese Truppen bestunden aus verheiratheten Männern, meistens aus Bauern, welche nach einem Feldzuge von fünf oder sechs Monaten wieder nach Hause zogen, und man richtete sich so ein, daß die Einsaat und die Erndte nicht darunter litten. Das ist der Ursprung der Gewohnheit, wel-

che

che noch hin und wieder angetroffen wird, daß Bauern mit dem Degen an der Seite das Land bauen. Bey der Zerstörung dieses Systems kam die ganze Verwaltung und Vertheidigung des Staats an den Regenten. Er mußte nunmehr, um die Baronen im Gehorsam zu erhalten, und sich den Nachbaren furchtbar zu machen, immer eine Armee auf den Beinen halten. Das ist ein Uebel, welches eine nothwendige Folge von dem grosen Guten ist. Der ganze Nachtheil, welchen diese Truppen der Bevölkerung bringen, besteht nicht in 60 oder 70 tausend Mann, die unverehligt leben. Weil der Stand eines Soldaten mühsam, und beschwerlich ist, so finden sich natürlicher Weise nicht sehr viele, die ihn aus Vergnügen und aus freyem Willen erwählen. Und ist es nicht ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie das Volk wehklagt, wenn die Zeit herannaht, wo der Unterthan dem Regenten Soldaten liefern muß. Viele, um dem Unglücke vorzukommen, welches sie für sehr groß halten, verbannen sich selbst aus dem Lande. Andere schliesen schlechte Ehen, und ver-

verlassen ihre Angetraute den Tag nach der Hochzeit, oder erwählen ohne Beruf den Mönchsstand. So daß für einen Soldaten, den das Volk dem Fürsten stellen muß, bisweilen sieben oder acht junge Leute sich zerstreuen, oder verlaufen, und das Feld ohne Arbeiter zurück lassen. Die Milizen endlich selbst vermehren die Zahl der Müssiggänger, wenn ihre Dienstzeit aus ist.

§. 7.

Die andere Ursache der Entvölkerung ist in den verderbten Sitten des Zeitalters zu suchen. Der Ehestand würde dem Staate gar viel zuträglicher seyn, wenn die Eltern mit gehörigem Fleisse über die Erziehung der Kinder wachten. Die Nachläsigkeit, welche hierinn fast allgemein herrschet, verleitet die meisten zur Schwelgerey, wodurch die Früchte der Ehe vergiftet werden. Personen hingegen, welche sich durch gute Sitten ausgezeichnet haben, bringen den Segen in ihre Ehe, und beweisen ihn an den Früchten derselben. Man füge hinzu, die Abneigung von der Ehe, welche eine freye Aufführ-

führung in Jugendjahren einflößt, und überzeuge sich von der Nothwendigkeit einer guten Kinderzucht, und einer gesitteten Aufführung um fruchtbare Ehen zu schließen, so wird man den Schaden des immer wachsenden Luxus nicht mehr in Zweifel ziehen. Die Römer, welchen besonders daran gelegen war, bey ihrem grosen Plane die Welt zu unterjochen, immer die Lücken wieder auszufüllen, welche die vielen Kriege und Seefahrten in ihrer Bevölkerung machten, waren ungemein aufmerksam auf die Fruchtbarkeit der Ehen. Sie begnügten sich nicht Belohnungen auf dieselbe zu setzen, sondern sie trugen hauptsächlich Sorge, daß mit Hülfe einer scharfen Aufsicht die Sitten rein gehalten, und die Ausschweifungen verhindert wurden. Nachdem aber einmal die Sittenverderbniß über die Censur gesiegt hatte, wurde die Abneigung vor dem Ehestand fast allgemein. Julius Cesar und August sahen es ein, und wendeten alles an, die Sittenrichter wieder furchtbar zu machen, sezten Belohnungen auf die Heirathen, und belegten die muthwilligen Hagenstolzen mit

Schimpf und Schande. Allein alle diese Verordnungen blieben fruchtlos, weil die Censur die wahren Ursachen der Sittenverderbniß nicht heben konnte. Im Jahr 772. von Erb. der Stadt Rom, fand man bey einer Musterung der römischen Ritter, welche ihrem Reichthume nach am besten geschickt waren, die Last der Ehe zu tragen, daß über die Hälfte unverehligt war. August erzürnte sich so sehr darüber, daß er sie mit den Worten anredete: „Es geschieht nicht um allein zu leben, daß ihr unverehlicht bleibt, weil es euch nie an Gesellschaft weder am Tisch noch im Bett fehlet; ihr wollt euch nur von den Sorgen befreyen, welche Frau und Kinder geben, um in Ruhe und Frieden euren Ausschweifungen nachhängen zu können. (*) Er gab darauf das Gesez **Pappia Poppea**, welches dem Ehestande besondere Freyheiten zusichert, und auf den Celibat empfindliche, und die Ehre angreifende Strafen sezt. Aber was halfen diese vernünftigen Gesetze? die Nachfolger Au-

(*) Dio C. L. LVI.

Augusts mußten fremden Nationen das Bürgerrecht ertheilen, damit der Namen eines römischen Bürgers nicht eingienge; und die furchtbaren Armeen, die zu den Zeiten des Augusts aus mehr als vier mal hundert tausend römischen Bürgern bestunden, schmolzen nachher so zusammen, daß die Nachfolger Konstantins Barbaren anwerben mußten, um sie den Feinden des Reichs entgegen zu stellen. Hieraus sieht man, daß Gesetze für die Ehen, und wider den Celibat nichts nützen; daß eine so geringe Classe von unverehlichten Personen als die Mönche sind, die Entvölkerung nicht bewirken, sondern daß diese der Verderbniß der Sitten, und der Verachtung oder Unterdrückung des Ackerbaues zugeschrieben werden muß. Man verhindere die Ausschweifungen, man sorge für eine gute Kinderzucht, man suche die Industrie und den Ackerbau zu heben, man bemühe sich den Oelzweig immer grünend zu erhalten, damit der Unterthan im Frieden das Feld baue, und durch kein Kriegsgeschrey erschreckt werde, und Länder und Städte werden reichlich mit Einwohnern besezt werden.

§. 8.

Hieraus kann ein jeder leicht urtheilen, ob man mit Recht die christlichen Kayser tadelt, daß sie die, dem Celibat nachtheiligen Gesetze wiederrufen haben. Dadurch haben sie der Bevölkerung so wenig geschadet, als diese Gesetze ihr genüzt hatten. Zudem sieht man aus der öftern Bekanntmachung derselben Gesetze, und dem häufigen Widerspruch der sich in den Gesetzen findet, daß man es sich eben nicht sehr angelegen seyn ließ, den Gesetzen zu gehorsamen. Der Verfasser des **Geistes der Gesetze** bekennt, daß man kein Gesetz christlicher Regenten findet, welches ausdrücklich die Vorzüge widerruft, welche die Römer dem Ehestande zuerkannt hatten. Doch fügt er bey: „da, wo der Celibat den Vorzug hatte, konnte der Ehestand nicht mehr in Ehren seyn.„ Aber warum das nicht? Verträgt sich denn die Ehre, welche man einem General erweißt nicht mit derjenigen, die den übrigen Officieren zukömmt? Haben doch die Römer selbst den Vestalinnen mehr Ehre erwiesen als den verheiratheten Personen. Sie sa-

hen die Enthaltsamkeit als ein Geschenk des Himmels an, welche den Segen der Götter auf die Menschen ziehen könnte. Dasselbe lehrt auch das Evangelium. Man lasse daher der Jungfrauschaft ihre Vorzüge und dem Ehestande die seinigen; die leztern können als Mittel dienen, diejenigen unter das Joch des Ehestandes zu locken, welche nicht stark genug sind nach jenen trachten zu dürfen. Das hindert nicht, daß nicht Strafgesetze gegen den ehelosen Stand in demselben christlichen Staate Plaz finden könnten, wie es in Rom gewesen, wo die Vestalinnen durch solche Gesetze nichts von ihren Vorzügen verloren haben. Die christliche Religion hat nicht jeden Celibat in Schutz genommen, besonders den nicht, welchen man aus Neigung zur Freyheit oder zur Schwelgerey erwählt. Eine unverheirathete Person, welche im Wohlleben und in den Vergnügungen der Welt ihre Tage durchbringt, wählt deswegen jenen Stand, um desto unbesorgter ihren Neigungen nachleben zu können, oder weil es ihr an genugsamen Mitteln fehlt, um ihre Familie in einer grösse-

ren oder doch einer der ihrigen angemessenen Pracht erhalten zu können. Wenn die Gesezgeber auf einen solchen Celibat Strafen setzen, so handeln sie ganz übereinstimmend mit dem Evangelium. Man verbiete den allzugrosen Luxus, die Ausschweifungen der Eitelkeit, und man wird der Bevölkerung mehr nützen, als durch Verschreyung des Mönchsstandes. Ich folgere hieraus, daß es nicht nöthig ist, direkte Mittel zu suchen um der Bevölkerung aufzuhelfen; daß die Indirekten wirksam genug sind, weil der Mensch von Natur stark genug zur Fortpflanzung seines Geschlechts angereizt ist. Ueberhaupt giebt es nur drey Haupt-Beweggründe, welche den Menschen verhindern können in die Ehe zu treten. Der erste ist ein heroischer Entschluß unverehlicht zu bleiben, aus dem wahren Geiste der Religion; und diese Ursache müssen christliche Gesezgeber eben so wohl verehren, als das Gelübd der Vestalinnen in Rom verehrt worden ist. Der zweite Beweggrund ist wirkliches Unvermögen, die Lasten der Ehe zu tragen; dieser wird grosentheils wegfallen, wenn man

den Ackerbau und die Industrie emporhebt, und das Volk im Ueberfluß, und im Frieden leben läßt. Der dritte ist die Sittenverderbniß. Gegen den Celibat der aus dieser Quelle fließt sollen Gesezgeber alle Verordnungen machen, welche das Beste des Staates erfordern.

§. 9.

Wir müssen zu unserer Schande bekennen, daß man nach der Vertilgung des Feudalsystems mit viel glücklicherm Erfolge an dem Flore der Industrie und des Ackerbaues in protestantischen Ländern gearbeitet hat, als in Katholischen. Das ist aber weder der Aufhebung der Klöster noch der Verheirathung der Geistlichen, sondern verschiedenen Ursachen zuzuschreiben, welche im sechszehnten Jahrhundert zusammen getroffen haben. Ich nenne unter andern die Gährung, welche die Religionsveränderung verursacht hat, den Schwung den die Kriegsunruhen dem Freyheitstriebe gegeben haben, die vermehrten Einkünfte der Fürsten, wodurch sie in den Stand gesezt worden jede Aufnahme

der Künste und des Ackerbaues nachdrüklich zu betreiben u. a. m. Auch ist der Saz nicht durchgängig wahr. In Helvetien ist die Bevölkerung der Katholischen Cantone verhältnißmäsig stärker, als sie es in den protestantischen ist. In diesen leztern selbst ist die Volksmenge sehr verschieden, je nachdem ein Strich Landes mehr oder weniger fruchtbar dem Ackerbau oder der Viehzucht gewiedmet ist, oder Handel, und Industrie darinnen blühen. Schweden und Dännemark sind gewiß nicht reich an Menschen, und diese Reiche können es lange nicht mit dem ganz Katholischen Italien aufnehmen. Die Wahrheit des Sazzes ist also nur scheinbar. Man will dadurch Leuten die nicht tief nachforschen, und nur auf der Oberfläche beobachten, Staub in die Augen werfen, und sie mit Vorurtheilen gegen den Mönchsstand anfüllen. Voltäre selbst, nachdem er den Flor Hollands und Engellands dem aufgehobenen Celibat der Priester zugeschrieben, stellt im 16ten Kap. des Jahrhunderts Ludwigs des 14ten den Regenten ein ganz anders Beyspiel zur Nachahmung vor: Er

findet es in Leopold Herzog von Lothringen. Dieser grose Fürst fand sein Land nach dem Riswicker Frieden ganz entvölkert und öde. Er ließ die Religion unangetastet, und wußte diesem Lande eine Volksmenge, und einen Reichthum zu verschaffen, welchen es vorher niemals gehabt hatte. Den Adel, welcher in das äuserste Elend herabgesunken war, sezte er durch seine Fürsorge in Ueberfluß, und während seiner ganzen Regierung sann er auf nichts als Ruhe und Wohlstand in seinen Staaten zu befördern, und Künste, und Wissenschaften in Flor zu bringen. Ich würde Morgen, auf die Regierung Verzicht thun, pflegte er zu sagen, wenn ich nicht Gutes thun könnte. Auf solche Art fühlte er das süße unbeschreibliche Vergnügen von seinen Unterthanen geliebt zu seyn, und lange nach seinem Tode noch, war die Erinnerung an Leopold mit Thränen der Freude begleitet. In der That, man kann für Industrie und Ackerbau sorgen, ohne deswegen der Religion nahe zu treten; sie würde vielmehr selbst dadurch mehreren Glanz erhalten. Wenn die jungen Leute

der niedrigsten Classe des Volks die auf dem Lande oder in den Fabricken erzogen worden, den Weg offen fänden um ihr Brod zu verdienen, und sich zu verheirathen, so würden sie nicht daran denken, in den geistlichen Stand zu treten, oder in ein Kloster zu gehen. Dadurch würde die Kirche durch Leute bedient werden, welche eine bessere Erziehung genossen hätten, und aus Neigung zur Abgezogenheit, zu den Studien, und zur wahren Gottseligkeit sich dem geistlichen Stande wiedmeten. Man vermehre die Mittel sich zu verheirathen, und ordentlich zu leben, so wird die Zahl der überflüßigen Ordensgeistlichen abnehmen. Alles wird dabey gewinnen. Ackerbau und Industrie werden blühen. Die Zahl der Mönche wird geringer werden, aber ihr Beruf wird desto sicherer seyn. Der Staat wird an nüzlichen Bürgern einen Ueberfluß haben, und die Religion wird durch würdigere Arbeiter bedient werden. Da im Gegentheil die Aufhebung der Klöster, wenn jene Mittel versäumt werden, gar keinen Nutzen stiftet, und dabey für die Beoölkerung nichts gewonen wird. —

II.
Der Verfall der Klöster kömmt nicht daher, weil ihre Mitglieder schon im sechszehnten Jahre die feyerlichen Gelübde ablegen.

Christus läßt es bisweilen geschehen, daß die Aergernisse, welche die Diener der Religion dem Publikum geben, übertrieben, und mit den schwärzesten Farben abgemalt werden, um sie zu zwingen, desto mehr über die Reinigkeit ihrer Sitten zu wachen, und um sie für dem Hochmuthe zu warnen, dem sich die Menschen so leicht überlassen. Freylich sind Misbräuche in den Klöstern, und man kann ihnen mit Recht Fehler vorrücken. Der Mönchsstand ist ein Weg, der zur Vollkommenheit führt; aber es ist nicht genug auf demselben zu gehen, um vollkommen zu seyn. Wer nur im geringsten rechts oder links von demselben abweicht, verirret sich so sehr, daß er sich endlich selbst in einen Abgrund von Elend stürzt. Wer sich einbildet, daß der Mönchsstand an sich schon heilig macht, der weis nicht, was christliche Heiligkeit ist. Auch der reinste und vollkom-

kommenste Mensch hat bis an seinen Tod mit seinen Leidenschaften, und mit dem bösen, das ihn umgiebt, zu kämpfen.

Die Kirchenväter rügen schon viele Fehler der Religiosen, und die Mönchen müßten wahre christliche Pharisäer seyn, wenn sie nicht gestünden, daß kein Fehler ist, dessen sie sich nicht schuldig machen können. Aber kann man im Ernste behaupten, daß sie so zahlreich und so ärgerlich sind als man vorgiebt. Ist es nicht ein auffallender Kontrast, daß unser Jahrhundert, welches mit den Zeiten des Alexanders und des Augusts verglichen, und das Jahrhundert der Entnervung und Weichlichkeit genennt werden kann, auf der andern Seite die gewissenhafteste Strenge gegen die Sitten der Religiosen bezeigt? und das zu der Zeit, wo Christen ohne Scheu zu tausenden den Glauben verlassen, den sie in der Taufe beschworen, und die Zahl der widerchristlichen Bücher so zunimmt, daß sie einen besondern Handelszweig ausmachen? Das ist die Wirkung des Lichtes, welches in unserm Jahrhunderte scheinet! Hier lobt man den Scharfsinn, den

Witz,

Witz, das Genie, die Schreibart, den Innhalt der gottlosesten Bücher, und dort vergrössert man jeden Fehler, den ein schwacher Mönch begehet, zur unverzeihlichen Todsünde, und fordert die weltliche Macht zur Rache auf.

§. 2.

Ja die Mönchen sind gebrechliche Menschen, die sich bisweilen schändlicher Vergehungen schuldig machen. Aber es giebt auch unter ihnen eine Menge ehrwürdiger Männer, deren Rechtschaffenheit, Tugend und Religion verdient als Muster vorgestellt zu werden. Wie viele giebt es nicht, die sich durch ihren unsträflichen Lebenswandel, durch ihre Wissenschaft, durch ihre Bereitwilligkeit sich beym Altar, in dem Beichtstuhl, in den Hospitälern, auf der Kanzel und in den Schulen einzufinden auszeichnen (*).

Wo

(*) Man redet nur immer von den Fehlern und Misbräuchen der Klöster; aber von ihren Vorzügen, von den Vortheilen welche sie der Kirche und dem Staate verschaffen, ist ein tiefes Stillschweigen. Wo ist denn eine Religion, sie mag wahr oder falsch seyn, welche nicht ihr

Wo ist eine Gesellschaft auf der Welt, deren Mitglieder alle heilig wären? Kann man es ja nicht einmal von den zwölf Aposteln sagen, die Christus doch selbst gewählt und unterrichtet hat (**)? Warum denn wegen

Diener hat, und haben muß. Wer giebt sich denn in den christlichen Staaten mit der Aufsicht über die Sitten ab, wer erhebt sich mit Macht gegen die schändlichen Laster, welche die Menschheit anstecken, die Unfruchtbarkeit erzeugen, und den Zorn Gottes auf die Erde ziehen. Wer opfert denn Bequemlichkeit, Ruhe und Leben den Bedürfnissen seiner Nebenmenschen unverdrossen auf; wer unterrichtet, bessert, ermahnt, tröstet; wer sucht Liebe, Gerechtigkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit zu erregen, und den Lastern die Larve abzuziehen? Wer thut alles dieses, als der geistliche Stand! Während als weltliche Bürger mit ihren Einsichten und Kräften dem Staate dienen, so erflehen ihnen die Religiosen Tag und Nacht den Segen vom Himmel. David erlegt den Riesen mit einem Stein, weil er ihn im Namen des HErrn warf. Vergebens wird eine Stadt bewacht, wo der HErr sie nicht behütet u. s. f. und der geistliche Stand soll unnütz seyn? S. Vorst. des H. B.

(**) Dieses Beyspiel ist schon oft gebraucht worden, aber es ist ein wahrer Misbrauch. Chri-

gen den Fehlern einiger Mönche, den ganzen Orden verdammen, und von seiner gänzlichen Zerstörung sprechen? Man untersuche unpartheyisch, ob die Klöster zu dem Zweck, zu welchem sie gestiftet worden, nemlich das Christenthum zu erhalten, zu lehren und auszubreiten, ganz untüchtig worden sind; und wenn es sich nicht findet, so spreche man eher von ihrer Verbesserung, als von ihrer gänzlichen Vertilgung.

§. 3.

Die Erlaubnis im sechszehnten Jahre Ordensgelübde zu thun, ist nicht die Ursache des Verfalls der Disciplin in den Klöstern. Es scheint zwar, als ob ein junger Mensch von sechszehn Jahren weder das Joch genug kenne, welches er sich auflegt, noch die Freuden auf welche er feyerlichst Verzicht thut. Sein Ent-

stus kannte alle seine Jünger ehe er sie wählte, und wußte wohl, daß Judas seinem Unterrichte nicht entsprechen und ihn verrathen würde. Aber er wußte auch, daß dieses so seyn mußte, wenn das große Werk der Erlösung vollbracht werden sollte. Die Stelle des Judas wurde wieder besetzt, und nun hören wir nicht mehr, daß ein Unwürdiger unter den Zwölfen gefunden worden.

Entschluß ist vielleicht die Folge einer eitlen Hoffnung, oder der Verführung andrer Mönche, oder des Zuredens seiner Eltern, oder der Begierde einen Stand zu haben. Wächst er nun heran, so seufzt er unter der Last der strengen Klosterzucht, er fühlt den Kitzel der Natur, er findet Langeweile in der Einsamkeit, er haßt die Studien, er schmachtet nach Freyheit, er widersteht seinen Obern, er verflucht den Tag an welchem er sein Gelübde abgelegt hat, er bemüht sich endlich, die Fesseln zu zerbrechen, und erfleht die Hilfe der weltlichen Gerichte, oder fällt auf gefährlichere Mittel. Nun ist sein erster und vornehmster Grund, um sich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, dieser: er habe die Wichtigkeit dieses Schrittes nicht gekannt, da er ihn gethan. Was ist wohl alsdann natürlicher, als daß man glaubt, man könne am besten solchen Klagen damit abhelfen, daß man die Gelübde bis nach dem ein und zwanzigsten Jahr verschiebt? Ein jeder, der nicht im Kloster lebt, oder das Klosterleben genau kennt, muß so denken. Aber gewiß, man würde auf andere Gedanken gerathen,

rathen, wenn man das innere der Klöster kennte? So partheiisch es scheinen mag, so gewiß ist es doch, daß Niemand hierüber urtheilen kann, als die Obern der Klöster.

§. 4.

Wenn das Alter, in welchem die Klostergelübde abgelegt werden, an dem Verfall der Mönchsorden schuld wäre, so müßte sich dieser Verfall überall zeigen, wo in gleichem Alter Mitglieder aufgenommen werden. Das ist aber nicht. Bey derselbigen Regel giebt es Klöster, wo man nie von keinem Aergernisse hört. In einem Orte blüht die Klosterzucht, die an einem andern Orte mit Füssen getreten wird. Hier verschwendet man eine edle Zeit, welche dort auf die würdigste Art zugebracht wird. Und überal legt man im sechszehnten Jahre Klostergelübde ab. Woher kommt also der merkliche Unterschied? Von der Verwaltung; von den Obern. Würde man gewissenhaft und genau den Beruf eines jeden untersuchen, der sich anbietet, würde man über die Erziehung der Novizen, über die nüzliche Anwendung der Zeit, über die Beschäftigungen, die Neigungen,

die Denkungsart der Mönche wachen, gewiß man würde bald aufhören müssen, über den Mönchsstand Klagen zu führen.

§. 5.

Auf den Beruf hat die weltliche Regierung großen Einfluß. Wo der Ackerbau und die Industrie schläfrig getrieben werden, und viele Schwierigkeiten herrschen sein Brod zu verdienen, da läßt sich gar leicht ein junger Mensch von seinen Eltern bereden, seinen Unterhalt in einem Kloster zu suchen. Wendet er sich nun unglücklicher weise an einen Obern, der die Gabe der Geisterprüfung nicht hat, und den Glanz des Ordens nur in der Menge sucht, so findet er den Weg offen, seinen Entschluß auszuführen. Kein Wunder wenn ihm inskünftige das Klosterjoch unerträglich vorkommt, weil ihm die gehörigen Eigenschaften zum Klosterleben fehlen; kein Wunder wenn sein Misvergnügen Unordnungen erzeugt, wodurch gutartige, wohldenkende Personen, die an der Welt kein Vergnügen haben, abgeschrekt, und von einem Stande entfernt gehalten werden, in

wel-

welchem sie der Religion so große Dienste hätten leisten können. Man hilft hier nicht, wenn man die Gelübde bis nach ein und zwanzig Jahren verschiebt. Denn alsdann ist es noch schwerer, den wahren Beruf zu erkennen, weil die Begierde größer ist, einen Stand zu haben, in welchem für die Bedürfnisse des Lebens gesorgt ist. Der sechszehnjährige Jüngling, der noch immer an des Vaters Tische gegessen, weis noch nicht, wie sauer die Erwerbung des nöthigen Brodes werden kann. Der ältere hingegen, der in dem Mönchsstande nur den Vortheil sieht, ohne Sorgen und ohne Arbeit seine Nahrung zu haben, wendet mehr List an, und heuchelt mehr wahre Begierde, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Der sechszehnjährige Jüngling, welchen schlechte Ursachen bewegen, an der Klosterthüre anzuklopfen, wird von dem unerfahrensten Obern leicht entlarvt. Seine Unschuld, seine Unerfahrenheit, alles trägt dazu bey, sein Herz aufzudecken. Hingegen der ältere Jüngling, der den Gegenstand und die Beschäftigungen der Klöster schon kennt, und weiß, daß

man eine gottsfürchtige Miene annehmen müsse, wenn man Gehör finden wolle, sucht mit so vieler Verstellung das zu scheinen, was er seyn soll, daß auch die aufmerksamsten Obern oft nicht im Stande sind hinter die Wahrheit zu kommen. Man hat zwar im Noviziate noch Mittel, dem Heuchler die Larve abzuziehen, oder ihn durch harte Proben zu bewegen, in die Welt zurückzukehren. Wenn er es aber in der Verstellung so weit gebracht hat, daß er den Novizenmeister betrügt, wenn dieser im geistlichen Leben wenig erfahren ist, und den Schein für das Wesen nimmt, oder sich durch zeitliche Absichten leiten läßt, so ist das Uebel geschehen. Der Novize thut sein Gelübde und wird ein schlechter Mönch; es seye dann, daß er der Gnade Gehör gebe, und sich bekehre.

§. 6.

Es ist nicht hinreichend von einem wahren Beruf zum Klosterleben getrieben zu seyn. Es ist überdas auch nothwendig, daß die Erziehung dem Stande angemessen seye. Wenn man sich nicht während des Noviziats im

im geistlichen Leben übt, wenn man sich nicht befleisigt, seine Leidenschaften zu bezähmen, wenn man die Aufopferung nicht ganz kennt, zu welcher feyerliche Gelübde verpflichten, und nicht völlig den Geist des Instituts annimmt, so wird der wahre Beruf nicht viel nüzzen. Man wird aus dem Noviziate mit denselben Leidenschaften treten, welche man hineingebracht hat, und noch den Schleyer der Heucheley hinzuthun; man wird keinen richtigen Begriff vom Klosterstand, und keine Achtung für denselben haben; man wird bey den Uebungen der Gottseligkeit gähnen; man wird sich nur mit Zwang dem einsamen Leben wiedmen; die Gewalt der Obern wird eine Last, und die Klosterzucht eine unerträgliche Marter scheinen. Ist man nicht so glücklich, dem jungen Klosterbruder Liebe zum Studieren einzuflößen, um ihn zu einem gelehrten und tugendhaften Kirchendiener zu bilden, so wird das Uebel täglich ärger. Dieß ist genug, um zu zeigen, wie viel von dem Noviziate abhängt. Ich übergehe mit Fleis andere Quellen der Unordnungen, die in den Klöstern entstehn, und be-

gnüge mich zu wiederholen, daß dieser Fehler dadurch nicht verbessert wird, daß das Alter der Gelübde auf das ein und zwanzigste Jahr festgesetzt wird. Der beste Baum will Wartung haben, wenn er Früchte tragen und gedeihen soll.

§. 7.

Wenn Religiosen, die das Unglück gehabt haben, ohne wahren Beruf sich dem Klosterleben zu wiedmen, oder in der Klostererziehung versäumt worden sind, nachgiebige Obern haben, so sind sie ruhig, und entschädigen sich wegen ihrer Langenweile, durch geheime Belustigungen und Vergnügen, die sie verstohlen geniessen. Haben sie aber einen eifrigen Vorsteher, der sich in seinem Gewissen verpflichtet glaubt, über die Regel und Ordnung zu wachen, so fangen diese Unglücklichen an sich zu widersezzen; sie scheuen sich nicht ihre Vorgesetzte auf die schändlichste Art zu verläumden, und alles Uebel von einem Orden zu sagen, der sie bisher ernährt und unterrichtet hat. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es auch unkluge und unwürdige Obern giebt, welche sich durch

Leiden-

Leidenschaften verblenden laßen, und Stoff zu gerechten Klagen bey weltlichen Gerichten geben. Aber es wåre auf der andern Seite zu wůnschen, daß weltliche Gerichte nicht so leicht jeder Klage Gehör gåben, sondern die Sache wohl untersuchten, und die Auffůhrung solcher Brůder mit der Auffůhrung der andern Brůder verglichen, und såhen, ob diese sich fleißig beym Altar, im Beichtstuhl, auf der Kanzel und beym Studieren einfinden. Auf solche Art wůrde oft der Ungrund der Klage in die Augen fallen. Man könnte vielen Aergernissen vorkommen, wenn man nach der Vorschrift der Tridentinischen Kirchenversammlung die Generale der Mönchsorden anhielte, der Kirche und dem Regenten von ihrer Gesellschaft Rechenschaft abzulegen. Von den Generalen und Obern hångt die Klosterzucht und die Abschaffung der Misbråuche ab.

§. 8.

Aber wie ist es möglich, wiederholt man, daß ein Jüngling im sechszehnten Jahr eine Kenntnis des Standes habe, in den er tritt, und der Freyheit auf welche er Verzicht

thut? Was hat denn aber ein Jüngling von vierzehn Jahren, oder eine Jungfrau von zwölf Jahren, für Kenntnis vom Ehestand, und von der Freyheit, welche sie ihm aufopfern? Und doch ist es erlaubt in diesem weit jüngern Alter die unauflöslichen Bande der Ehe zu knüpfen. Warum soll der Mönchsstand nicht dasselbe Recht geniessen, das man dem Ehestand zukommen läßt? um so mehr, da vor den feyerlichen Gelübden ein Probjahr vorher geht, welches bey der Ehe nicht statt hat. Will man sagen, die Zahl der Unzufriedenen seye nicht so groß bey diesen als bey jenen, so möchte wohl die Erfahrung das Gegentheil zeigen. Beyde Bande sind unzertrennlich; aber es sind bey weitem nicht so viele Beyspiele vorhanden, da man die Nullität der Klostergelübde, als die Nichtigkeit der Ehebande zu beweisen sucht. Und wenn die Kirche nur in etwas von ihrer Strenge nachlies, so würde man bald sehen, wie oft man um die Trennung der Ehen einkommen würde

§. 9.

Weil die Mannbarkeit gewöhnlich bey den Jünglingen im vierzehnten Jahr, und bey den Mädchen im zwölften Jahr eintritt, und aus der frühen Verheirathung allerley Nutzen, und die Vermeidung verschiedener Uebel entstehen kann, so sind die Kirche und der Staat einig, sie in diesem Alter zu erlauben. Freylich hat man nicht die Kenntnis, die aus der Erfahrung kömmt. Aber diesem Mangel helfen die Eltern, durch ihre Kenntnis und ihre Erfahrung ab. Ihnen liegt es ob, die Neigung ihrer Kinder zu studieren, und die Umstände zu untersuchen, welche zu einer glücklichen Ehe erfordert werden. Ihre Schuld ist es, wenn sie nicht für eine christliche Erziehung ihrer Kinder gesorgt, wenn sie dieselbe nicht mit den Pflichten der Ehe bekannt gemacht, oder wenn sie sich von Eigennutz oder andern schlechten Ursachen haben leiten lassen. Eben so sorgfältig muß man auch den Beruf eines Kindes zum Klosterleben untersuchen. Ein sanftes Gemüth, Liebe zur Eingezogenheit, und zur Beschäftigung, der Geschmack

an Religionsübungen sind Merkmale eines wahren Berufs, und diese kann man gar wohl schon im sechszehnten Jahre haben. Ja, wollte Gott, diese treflichen Eigenschaften wären so gemein bey Erwachsenen, als sie es in jüngern Jahren sind. Der H. Ambrosius sagt in seinem **dritten Buch von den Jungfrauen**: Wenn man das Alter von vierzehn Jahren schon reif genug findet, um den Süssigkeiten des Lebens die Schmerzen der Marter vorzuziehen, warum sollte es nicht des Entschlußes fähig geachtet werden, sein Leben Gott zu weihen? Wenn eine Jungfrau im zwölften Jahr einen Ehemann wählen kann, warum sollte sie sich nicht Gott zur Braut ergeben können? Es ist wahr, ein junger Mensch weis noch nicht alles, was zum abgezogenen Klosterleben erfordert wird; dafür sind aber Lehrer da, welche seinen Charakter, seine Neigungen, seine Empfindungen studieren sollen, um zu sehen, ob sie gute Früchte vermuthen lassen. Deswegen sind Obere da, welche den Beruf untersuchen; deswegen ist ein Noviziat und sind Prüfungen vorhanden, die das Gold von

dem

dem Zusatze trennen sollen. Warum will man sich also einem Zeitpunkte widersetzen, der nicht nur keine Unordnungen erzeugt, sondern durchaus nothwendig ist, wenn junge Leute zum abgezogenen Leben erzogen, und mit dem wahren Geiste der christlichen Religion sollen bekannt gemacht werden?

§. 10.

Was ist es denn für eine Kenntniß, die man bey einem sechszehnjährigen Jünglinge vermißt? die Kenntniß der Welt, und ihrer Freuden. Ist denn das nicht gegen den Zweck des Klosterlebens! Ja wird durch einen solchen Grundsaz nicht die Unschuld verbannt, und die Verderbnis der Sitten befördert? Welcher vernünftige Mensch wird behaupten, daß, um die Freyheit recht zu kennen, die man der Ehe aufopfert, man vorher alle ihre Vortheile und Nachtheile versuchen müsse? Und wie viele junge Leute würden nach solchen angestellten Versuchen in die Ehe treten, und darinn glücklich seyn? Man betrachte nur die Wirkungen, welche der philosophische Freyheitsgeist in unserm Jahrhun-

hunderte hervorgebracht hat, und sehe ob sie dem Ehestand, und der Bevölkerung vortheilhaft sind? Die practische Kenntniß der Vergnügen der Welt ist in jedem Stande schädlich; sie stekt Geist und Körper mit einem durchdringenden Gift an, welches sich unvermerkt ausbreitet, und die beste Kraft des Lebens tödtet. Je mehr junge Leute von den Ausschweifenden Freuden zurückgehalten werden, desto mehr wird die Zahl der guten Ehemänner, der starken Ackersleute, der arbeitsamen Künstler und Handwerker, der tapfern Soldaten zunehmen. Wer fordert, daß Klöster nur aus erwachsenen Personen sollen besezt werden, welche an ein freyes Leben gewöhnt sind, und sich mit den Zerstreuungen und Weltfreuden gesättigt haben, der will die Mönchsorden vertilgen, und die Zahl der Unordnungen und Aergernisse mit einer Menge neuer vermehren.

III.

Das Verbot vor dem 21ten Jahr Klostergelübde zu thun, muß in kurzem den Ruin der Mönchsorden

den nach sich ziehen, oder sie wenigstens unnüz, und sogar der Kirche schädlich machen.

Guerrero, Erzbischoff von Grenada, hat viel dazu beygetragen, daß die Tridentinische Kirchenversammlung den Entschluß fahren gelassen, die Klostergelübde erst im zehnten Jahre zu erlauben. Er sagte: ein Mädchen kann sich nach dem gemeinen Rechte im zwölften Jahre verheirathen; wenn es aber vor Vollziehung der Ehe in ein Kloster gehen wollte, so müßte der Mann sechs Jahre warten, ehe er sich mit einer andern verheirathen könnte, weil die Ehe nur durch die Profession getrennt werden kann. Dieser Grund ist noch bündiger gegen den Aufschub der Profession bis ins ein und zwanzigste Jahr. Eine Jungfrau welche sich mit einem jungen Menschen von vierzehn Jahren verheirathete, der vor Vollziehung der Heirath den Entschluß faßte die Welt zu verlassen, müßte sieben bis acht Jahre harren, und dürfte nicht eher an eine zweyte Ehe denken, als bis ihre Reitze großentheils verschwunden wären, die doch oft das kräftigste

tigste Heirathsgut sind. Auch in Ansehung des Vermögens würde ein so langer Aufschub viele Unordnung verursachen. Von dem Verzicht, welchen die Klostergelübde erfordern, hängt oft die Versorgung eines Kindes, das Heirathsgut einer Tochter ab. Wie viel Verwirrung würde nun das nicht in den Familien anrichten, wenn alle Vermögens-Einrichtungen bis in das ein und zwanzigste Jahr des in den Klosterstand tretenden Kindes ausgesezt bleiben müßten? Diesen Schwierigkeiten ist nicht abzuhelfen. Denn man kann nicht die Ehen bis in das ein oder zwey und zwanzigste Jahr verschieben, weil daraus Schade und Unordnungen entstehen, und die meisten Eltern sterben würden, ohne ihre Kinder versorgt zu sehen. Wollte man denjenigen, welcher sich dem Mönchsstande widmet, zwingen vor dem Gelübde auf sein Vermögen Verzicht zu thun? so wäre dieses eine Tyraney. Wollte man Eheleuten, vor Vollziehung der Ehe nicht erlauben in ein Kloster zu gehen, so würde man dadurch ein Hauptprivilegium zur evangelischen Vollkommenheit zu gelangen

gen schmälern. Vor dem Gelübde die Ehe zu scheiden, wäre der Unzertrennlichkeit der Ehe zuwider. Denn vor dem Gelübde kann man immer noch zurücktreten; auf solche Art könnten alsdann Eheleute sich anderwärts verheirathen, und man würde bald lernen den Entschluß in ein Kloster zu gehen, blos als einen Vorwand zu brauchen, um eine rechtmäßige Ehe zu trennen.

§. 2.

Man könnte freylich einwenden, daß diese Schwierigkeiten nur sehr selten sich zeigen würden, wenn man die Klostergelübde erst nach dem ein und zwanzigsten Jahre zuließe, weil alsdann die Zahl derjenigen, welche sie ablegen wollten, sehr gering seyn würde. Und wirklich diese Einwendung ist sehr gegründet. Denn wie kann man hoffen, daß die Familien die Last der Kinder ertragen würden, wenn sie die Wahl eines Standes bis ins ein und zwanzigste Jahr verschieben müßten? Werden nicht oft Kinder, welche der Vater zur Erwählung eines Standes, zu Erlernung einer Kunst antreibt, ihre

ihre Abneigung vor aller Arbeit und Anstrengung mit dem Vorwande entschuldigen, sie wollten in ein Kloster treten, und so bis in das ein und zwanzigste Jahr in ungebundener Freyheit, und im Müssiggange herumschleudern? Und soll der Vater unterdessen den Müssiggänger ernähren? Wäre das nicht unrecht? Gesezt aber der Vorsaz würde nicht vollzogen; wie dann? Was anfangen mit einem jungen Menschen, der ein und zwanzig Jahre alt ist, und nichts kann, nichts weis? Man wird einwenden, daß der Entschluß ins Kloster zu gehen, nicht nothwendiger weis zum Müssiggang einlade. Wer ein Layenbruder werden will, der soll irgend eine Kunst oder ein Handwerk lernen; und wer sich dem Priesterthume wiedmet, soll studieren. Es ist wahr ein junger Mensch kann das thun. Aber wie viel werden auf gerade wohl etwas lernen wollen, ohne zu wissen ob sie damit werden ihr Brod verdienen können? Und wer wird studieren wollen, der weis daß er im Kloster aufs neue nach einem andern Plane, in einem andern Sinn und Geiste wird seine Studien anfan-

fangen, und treiben müssen? Nichts von dem Nachtheil zu sagen der daraus entstehen würde, wenn ein Mönch gleich nach dem Noviziate öffentliche Kirchendienste verrichten sollte, ehe er sich recht in der Ausübung der Tugenden geübt hätte.

§. 3.

Gesetzt aber, man sehe diese Schwierigkeiten für gering an, so frage ich, was würden die fünf oder sechs Jahre, welche der junge Mensch noch in der Welt zubringen muß, für eine Vorbereitung zum Klosterleben seyn? Wie wird er der Versuchung widerstehn können, an den Freuden der Welt Theil zu nehmen; wie wird der gute Saamen der Unschuld, welcher seine Begierde zum Klosterleben erzeugt hat, in einem solchen Boden sich erhalten, oder ausschlagen, und reifen können? Ist nicht zu fürchten, daß die rauschenden Vergnügen, die Zerstreuungen, die Vorurtheile der Welt, ihm einen Eckel für der Gottseeligkeit, für der Abgezogenheit, für dem Studieren, für dem Gehorsam beibringen, und ihm den

Mönchsstand verleiden werden? Ich getraue mir zu behaupten, daß unter zwanzig Jünglingen, welche im sechszehnten Jahre der Welt mit Freuden entsagt hätten, kaum zwey werden gefunden werden, die ihrem innern Berufe bis in das ein und zwanzigste Jahr getreu bleiben.

§. 4.

Aber man behalte und ernähre mitten unter den Gefahren der Welt den Klosterberuf, so werden doch die Klöster nicht besser dabey fahren. Damit ein Mönch dem Publikum nüzlich seye, muß er die Sitten, die Denkungsart, die Wissenschaft haben, die seinem Stande angemessen sind. Welcher junge Mensch von 21 Jahren, der bisher ein freyes Leben geführt hat, oder doch mit wie vieler Mühe wird er sich der Regel, dem strengen Gehorsam, der Ordnung unterwerfen? Und wie ist es möglich, daß in einem Herzen, das den Zwang des Klosterlebens so sehr fühlt, Ruhe, Friede und Heiterkeit wohnen? Im Gegentheil werden sich alsdann nur verdorbene Jünglinge voller

ler Laster und schlechter Neigungen die in der Welt ihr Brod nicht finden, in die Klöster, als in Zufluchtsörter der Faulheit und des Ueberflußes fliehen. Die Erfahrung beweist, daß keine Mönche unbiegsamer und ungelehriger sind, als die erst in einem gewissen Alter diesen Stand erwählt haben. Zwey oder drey dergleichen in einem Kloster sind hinreichend alles zu verwirren, und die Ordnung zu stören. Das sind die Früchte, welche eine Verordnung erst im 21sten Jahr Klostergelübde abzulegen, hervorbringen würde. Anstatt die Mißbräuche und Mängel zu heben, würde sie dieselbe mit neuen vermehren, und den gänzlichen Sturz dieser heisamen und nothwendigen Stiftungen vorbereiten und bewerkstelligen.

§. 5.

Wollte Gott, die Erfahrung bestätigte nicht diesen Satz in den Ländern, wo man angefangen hat eine solche Verordnung ins Werk zu sezzen.

Wenige junge Leute klopfen an der Klosterpforte, welche die Noth nicht dazu treibt. Die Obern sind in grosser Verlegenheit, weil sie nicht wissen, wo sie Leute aufbringen sollen, die im Chor, am Altar, und sonst der Religion dienen. Eine Magistratsperson rieth ihnen an, im fünfzehnten und sechszehnten Jahre Novizen anzunehmen, und sie zu erziehen, aber ohne sie durch das Gelübd zu binden. Allein welche überaus grose Schwierigkeit, junge Leute zu erziehen, die sich für völlig frey ansehen? Bey dem geringsten Misvergnügen, das aus nothwendiger Strenge zur Handhabung der Ordnung entstehet, werden sie in die Welt zurückkehren. Ueberdas würden viele junge Leute den Habit anziehen, um sich einige Jahre hindurch Unterhalt und Unterricht zu verschaffen, und hernach vor der Profession wieder nach Hause gehn. Man mag so vorsichtig zu Werke gehn, als man will; sobald das Alter, Klostergelübde abzulegen, auf ein und zwanzig Jahre vestgesetzt wird, so können sich die Klöster unmöglich mehr aufrecht erhalten. Sie hören alsdann auf, dem Staate und

der

Religion nützlich zu seyn; ja sie werden ihr schädlich, und finden in dem Gesetz ihren Tod, welches ihnen ein neues Leben zu geben bestimmt seyn sollte.

IV.

Die Kirche hat die Klostergelübde nie weiter hinaus verboten, als das sechszehnte Jahr.

§. 1.

Die Liebe, welche Christus den Kindern erzeigt hat, ist den Christen der ersten Jahrhunderte ein Anlaß worden, sie in frühern Jahren schon in Klöstern dem Dienste Gottes zu heiligen. Ueberhaupt aber war es gebräuchlich, das mannbare Alter abzuwarten, und die Jünglinge im vierzehnten, die Töchter im zwölften Jahre zu den Klostergelübden zuzulassen. Dieses Alter hatten alle Kirchenväter für geschickt gehalten, um williglich das Joch des Herrn tragen zu lernen, und in die geistliche Ehe mit demselben zu treten, so wie es das Alter ist, wo die bürgerlichen Gesezze die Ehe erlauben. Bis zur tridentinischen Kirchenversammlung wich man

nicht von dieser Gewohnheit ab. Erst da die Unkatholischen im sechszehnten Jahrhunderte Lermen geblasen, und die geistliche Orden, und insonderheit das frühe Alter, in welchem man zu denselben einweiht, angegriffen haben, so ist das Koncilium gezwungen gewesen, diese Sache reiflich zu untersuchen. Es war schon an dem, daß es, um sich in die Zeiten zu schikken, das achtzehnte Jahr dazu bestimmen wollte, als einige Väter der Kirche sich heftig widersetzten, und es dahin brachten, daß man das sechszehnte Jahr dazu erwählte.

§. 2.

Dieser Schluß misfiel gar sehr den Unkatholischen, weil er ihren Gründen nicht genug that, die sie gar zuweit ausdehnten; in der That aber, weil sie dadurch ihres Zwecks verfehlten, die geistlichen Orden zu vertilgen. Deswegen machten sie viele Bewegungen in Frankreich, und erhielten endlich während der Minderjährigkeit Karls des IX, daß auf der Tagsazzung zu Orleans von den Ständen das fünf und zwanzigste Jahr zu den

Ge-

Gelübden festgesezt wurde. Heinrich der III stieß dieses Gesetz wieder um, und bestimmte auf der Tagsazzung zu Blois das Alter auf das Ende des sechszehnten Jahres. Hr. von Boutigny (*) gab sich unter Ludwig dem vierzehnten alle Mühe zu beweisen, daß die Bestimmung des Alters zur Profession von dem Könige abhänge. In der Verordnung zu Blois hatte Heinrich der dritte fast von Wort zu Wort den Schluß der tridentinischen Kirchenversammlung wiederholt und bestätigt, und ausdrücklich beygefügt, er wolle die Kirchenzucht nach den heiligen Decreten wiederherstellen. Hr. von Boutigny hingegen meynte, es stehe blos bey der weltlichen Gewalt, das Alter zu bestimmen, in welchem es erlaubt seyn soll, Klostergelübde abzulegen. Allein seine Gründe sind schwach. Die Beyspiele aus der Kirchengeschichte sind offenbar übel verstanden. Die Stellen aus den Kirchenvätern sind verstümmelt, und aus dem Zusammenhange gerissen, und das

(*) Traité de l'autorité du roi sur l'age nécessaire à la profession solemnelle des religieux. Paris 1669.

Buch würde gar keine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wann nicht die Feinde des Mönchsstandes es ausposaunet, und die gründliche Wiederlegung unterdrückt hätten, welche in demselben Jahre herausgekommen ist.

§. 3.

Aus allem, was ich gesagt habe, ziehe ich die Schlußfolge, daß die Kirche nie überhaupt die Profession abzulegen nach dem sechszehnten Jahre verboten hat, und daß, da durch den Aufschub der Profession bis nach dem ein und zwanzigsten Jahre, den Misbräuchen und dem Verfall der Klöster nicht vorgebeugt wird, man ihn nicht als ein Mittel brauchen soll, den Klöstern aufzuhelfen, weil daraus die gegenseitigen Wirkungen entspringen müßten. Ich will aber noch ganz kurz von denjenigen Mitteln etwas sagen, welche diese Vortheile verschaffen würden.

V.

Giebt es andere Mittel, die Zahl der Mönche auf ein schickliches Verhältnis mit der Religion und dem Staate zu bringen?

§. 1.

Ein Pfarrherr und sein Vikarius können auf dem Lande gemächlich eine Gemeinde von tausend Seelen versehen. In den Städten kann man, einen Kirchsprengel in den andern gerechnet, auf jede Gemeine sechs Priester zählen. Diesemnach könnten achtzehntausend Priester drey tausend Parochien in einem Staate versehn. Wegen der Bequemlichkeit der Studien, und der bessern Gelegenheit sich in der Gottseligkeit zu üben, ist es gut, wenn diese Priester in Klöstern leben. Das Kloster muß in dem Kirchsprengel liegen. In demselben müssen überdas fünf oder sechs junge Leute seyn, welche man nachzieht, ein Superior, ein Novizenmeister, zwey Professores, wenigstens drey Layenbrüder, und ein oder zwey Greise, welche ausgedient haben. Dies giebt zwan-

zig Personen, oder, um achtzehntausend Priester zu haben, müssen sechzigtausend Mönche seyn. Diese Berechnung kann nur demjenigen übertrieben scheinen, welcher die Diener der Kirche, wie den Plan einer Schlacht auf dem Papiere betrachtet, wo man weder die wahre Grösse des Lagers, noch die Unebenheit des Bodens, noch die Bewegungen des Feindes, noch die besondern Vorfälle wahrnimmt, welche oft zwingen einen Posten zu verstärken, einen andern anzugreifen, hier Sturm zu laufen, dort sich zurückzuziehen — drey Punkte müssen reiflich erwogen werden, wenn man die nothwendige Zahl der Geistlichen bestimmen will. Man muß den jezigen Zustand der der christlichen Religion, die Arbeiten die man von den Ordensgeistlichen fordern soll, und die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen untersuchen.

§. 2.

Ehe die christliche Religion die Religion des Staats gewesen ist, haben sich nur eifrige Seelen dazu bekannt, die keine

Mühe,

Mühe, keine Entfernung scheuten, um die Diener der Religion aufzusuchen, das Wort Gottes zu hören, und die H. Sacramenten zu empfangen. Seitdem aber das Christenthum die allgemeine Religion der Staaten worden ist, hat sich eine gewisse Schläfrigkeit und Lauheit eingefunden, welche nach und nach alle religiöse Empfindungen tödten würde, wenn die Religion den Menschen nicht überal entgegen gienge, in ihre Häuser dränge, und sich ihnen gleichsam jeden Augenblick darstellte. Daher kommt es, daß heutzutage eine viel grössere Zahl Kirchendiener erfordert wird, als man in den ersten Jahrhunderten nicht gebraucht hätte. Wenn noch einiger Eyfer bey den Christen wäre, so könnten weniger Messen für alle Einwohner einer Stadt hinreichen. Man würde alles verlassen um in die Kirche zu gehen. Da man aber heutzutag die Pflichten der Religion vernachläßigt, so ist eine weit grössere Anzahl Messen nicht hinlänglich. (1) Wenn man nicht täglich

(1) Der Pabst Leo gibt in seinem Briefe an den Patriarchen von Alexandrien (Ep. 81, c. 2.) eine etwas verschiedene Ursache der Vermehrung

lich das Wort Gottes auf den Kanzeln pre-
digte, wer würde eine Stunde Wegs gehen,
um es anzuhören! Und wenn ohnerachtet des
vie-

der Messen an. Hier sind die Worte: „Illud „quoque volumus custodiri, ut cum solemnior „festivitas conventum populi numerosioris indi-„xerit, & in eam tanta fidelium multitudo con-„venerit, quam recipere basilica simul una non „possit, sacrificii oblatio indubitanter iteretur, ne „iis tantum admissis ad hanc devotionem, qui pri-„mi advenerint, videantur hi qui postmodum „confluxerunt, non recepti. Cum plenum pieta-„tis atque rationis sit, ut quoties basilicam in „qua agitur, præsentia novæ plebis impleverit „toties Sacrificium subsequens offeratur." u.s.w. Hieraus fließt 1) daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche an Sonn- und Festtägen nur eine Messe ist gehalten worden, und zwar, wie dieser Pabst an einem andern Orte sagt, nur eine laute Messe, wo alle Glaubigen die gegenwärtig waren zugleich communicierten. (Von der stillen Messe wußte man damals noch nichts) 2) daß die Gewohnheit mehrere laute Messen in einem Morgen zu lesen, im Abendland eher aufkam, als in den morgenländischen Kirchen. 3) daß die Ursache davon nicht in der Nachläßigkeit der Christen, sondern in ihrem Eyfer zu suchen sey, weil die Menge der Zuhörer zu groß war,

vielen Unterrichtes und der vielen Predigten doch die Sitten so verderbt sind, und so viel Unwissenheit unter dem Volke herrscht, wie würde es erst aussehen, wenn alle geistliche Nahrung nur in einer Predigt, in einer Messe bestünde? Würde nicht das Uebel schnell überhand nehmen, und alle Religion verlöschen? Unsere Zeiten fordern also viele Arbeiter in der Kirche. Dazu kommt nun, daß sich diese Arbeiter nicht gleich sind. Wenn alle gleiche Gesundheit, gleiche Gaben, gleichen apostolischen Eifer besässen, so würden wenige die Stelle von vielen versehen. So wenn alle Soldaten den Muth eines Horatius Cocles hätten, würden wenige mehr ausrichten, als eine grosse Armee. Da es aber nicht ist, so muß man durch die Zahl ersezzen,

als daß man glaubte, daß sie alle am Opfer Theil nehmen könnten. 4) Daß aus derselbeu Ursache der Wiederholung keine Grenzen gesetzt worden sind. S. Traité de la Messe de Paroisse. Paris 1691. S. 12. In der griechischen Kirche hat man die alte Sitte beybehalten, und erla bt nicht auf demselben Altar, denselben Tag mehr als eine Messe zu lesen.

zen, was an Tapferkeit abgeht. In allen Ständen gibt es der vortreflichen Menschen wenige. Die meisten sind mittelmäßig, und hin und wieder finden sich auch schlechte. Man muß also die Arbeit schicklich verthei- len, damit sie doch gethan werde. Ein Re- ligiose, der in den Wissenschaften Unterricht ertheilt, kann sich nicht täglich im Chore, im Beichtstuhl, auf der Kanzel einfinden. Er braucht den grösten Theil der Zeit um selbst zu lernen, und sich auf den Unterricht vorzubereiten. Wer predigt, muß sich vor- züglich auf das Studium der H. Schrift, der Kirchenväter, der Kirchengeschichte, und der Redner legen, und kann nur wenig zu andern Geschäften gebraucht werden. Die- jenige welche dem Chore dienen, können sonst nicht viel versehen, es seye dann, daß es junge Leute wären, die mehr Last tragen können. Die Beichtväter sind meisten- theils bejahrte Ordensgeistliche, die dreyßig oder mehr Jahre gelehrt, gepredigt, dem Chordienst abgewartet, oder sonst der Kirche und dem Kloster gedient haben, und nun um auszuruhen, und ihre lange vielfältige

Erfah-

Erfahrungen zum Nuzzen der Christen in Anhörung ihrer Beicht zu verwenden, sich diesem heiligen und wichtigen Geschäfte unterziehen, das auch seine Mühe und Last hat, theils wegen der öftern Besuche, die man erhält, oder bey Kranken abstattet, theils wegen des Nachforschens in der H. Schrift, in den moralischen Büchern, und in den Schriften, die vom geistlichen Rechte handeln. Und wenn man es recht überlegt, so sind diejenige Geistliche den Gemeinen die nüzlichsten, welche sich durch ihr Alter und durch ihre Erfahrung und Weisheit ehrwürdig gemacht haben, und um Rath gefragt werden, ohn eben ein besonderes Amt zu verwalten. Gewiß, wer in das innerste der Klöster eindringt, wird finden, daß sie nicht der Aufenthalt der Faulheit und des Müßigganges sind. Ich habe nur von den Beschäftigungen im Chor, auf der Kanzel, in der Beichte, oder auf dem Lehrstuhle gesprochen, worauf die Bettelorden sich gründen. Allein um die nöthige Zahl der Mönche in einem Staate zu berechnen, darf man diejenige nicht vergessen, welche sich mit der

Er-

Erziehung und dem Unterrichte der Jugend befassen, oder umherziehen, um in Flecken und Dörfern zu predigen, oder endlich sich ganz den Betrachtungen und ihrer eigenen Vervollkommnung in der Einsamkeit wiedmen. Warum sollte man diesem kleinen Haufen einen Zufluchtsort verweigern, und ihn hindern, den Eitelkeiten der Welt zu entsagen, und sich ganz von ihnen zu entfernen?

§. 3.

Alle diese Arten, wodurch Mönche der Gesellschaft nützlich sind, müssen sorgfältig aufgezählt werden, wenn ihre Menge in einem Staate bestimmt werden soll. Man könnte auch dazu das Beyspiel des Israelitischen Staates benutzen. Ein Stamm unter zwölfen war dem Kirchendienste geweihet. Das ganze Volk betrug unter David, eine Million und dreymal hundert tausend Mann, welche die Waffen tragen konnten: darunter waren acht und dreysig tausend Priester und Leviten; also war der vier und dreysigste Theil dem Gottesdienste gewiedmet. Diesem

sem zufolge müßte ein Staat von 10. Millionen, hundert und zwanzig tausend Geistliche haben. Findet man aber dieses zu stark, so seye man doch billig genug der Kirche eben so viele Arbeiter und Vertheidiger zuzugestehen, als der Staat in Friedenszeiten Soldaten hält. Sollte das zu viel seyn? Insonderheit in unsern Zeiten, wo Irreligion und Leichtsinn täglich überhand nehmen. (*)

(*) Ein neuerer Schriftsteller freuet sich, daß in weniger als 50 Jahren kein Kloster mehr in Europa seyn wird. In der That, er hat Ursache sich zu freuen. Es muß ein frölicher Anblick seyn, zu sehen, wie so viele Kirchen zerstört, so viele Freystätten der Gottesfurcht, der Abgezogenheit, der Uneigennützigkeit im Schutt liegen, wie die Diener der Religion auf eine geringe verachtete Zahl herunter gesetzt worden: wie die Zufluchtsörter der Armen, Kranken und Reisenden, in den Händen eines wollüstigen Hofmanns, oder eines harten Kriegers sind. —— S. Anmerk. zu den angezog. Vorstell.

§. 4.

Die Zahl der Geistlichen in einem Staate von 10. Millionen Seelen, seye also nur 60 tausend. Nun entsteht die Frage: Wovon sollen sie leben? Sie mögen Zinse erheben oder Allmosen einsammlen, so muß man doch für einen Jeden 400tt. zu seinem Unterhalte jährlich rechnen. Sechzig tausend Ordensgeistliche brauchen also vier und zwanzig Millionen Livres. Welch ungeheure Summe wird mancher ausrufen, der nicht gewohnt ist eine Sache zu untersuchen, sondern nur nach dem Schalle urtheilet. Wenn man in den Gesprächen von den Geistlichen spricht, so sollte man meynen, es wären Fremdlinge die gar nicht zu der Gesellschaft gehören, sondern sich nur von ihrem Fett mästen wollen. Man übertreibt ihre Einkünfte, und versagt ihnen das Recht sich vom Altar zu nähren, dem sie dienen. Wenn es Klöster giebt die reich sind, so giebt es auch viele die arm sind, wo kaum auf den Unterhalt eines Religiosen jährlich 250tt. kommen; so daß

wenn

wenn man alle Einkünfte in eine Masse wärfe, schwerlich 400^{tt}. für jeden Mönchen heraus kämen. Vier und zwanzig Millionen scheinen eine überaus große Summe; aber man bedenke doch die Summe die erfordert wird um 10. Millionen zu ernähren? 400^{tt}. ein Unterthan in den andern gerechnet, giebt vier Billionen. Welch ungeheure Summe, und wie gering ist gegen sie die vorige Summe. Das ist aber nicht lauter Kapital, sondern Landes-Product und Gewinn vom Umlauf des Geldes. Ist es dann zu viel, daß ein Geistlicher, der dem Gottesdienste abwartet, mit Lehr und Unterricht und Trost seinen Mitmenschen zu Hülfe eilt, und ihrem Dienste im Dienste GOttes sein ganzes Leben weiht, kaum etwas über zwanzig Sols, oder etwa sieben und zwanzig Kreutzer des Tages für seinen Unterhalt verdiene? Wie unbillig urtheilen doch manche, wenn es auf Interesse der Religion ankommt!

§. 5.

Der Reichthum einiger Klöster ist zum Theil die Frucht der wohl eingerichteten

Oekonomie, und der Einsichten mit welchen die Ländereyen benutzt werden. Isabella von Castilien war so sehr überzeugt, daß die Ordensgeistlichen die Landesoeconomie vorzüglich verstehen, daß sie, um den Ackerbau herzustellen, den Klöstern die Direction deßelben zu übergeben im Sinne hatte. Sie konnte aber ihren Entschluß nicht ausführen. Man sehe nur, wenn man Europa durchreiset, den Unterschied zwischen den Ländereyen welche Klöstern zugehören, und andern, die in der Particularen Hände sind, und man wird bekennen müssen, daß sie nicht nur beßer angebaut sind, sondern daß auch die Bauren, die unter dem Krummstabe wohnen, viel wohlhabender sind, sich beßer kleiden und nähren, als andere. Die Klöster machen auch überdas einen weit beßern Gebrauch ihrer Güter, als weltliche Herren. Sie schicken nicht große Summen außer Lands um köstliche Kleider, oder kostbare Mobilien und dergleichen anzuschaffen. Alle Einkünfte werden im Lande verzehrt. Kein Hand-

werks-

werksmann darf auf seinen Lohn warten. Kein Bauer wird von gewinnsüchtigen Einnehmern, oder verschwenderischen Herrschaften gedrückt. Nie sieht er, daß die Früchte seines sauern Schweißes für Ergötzlichkeiten oder mit unzüchtigen Weibspersonen verschwendet werden. Die Klöster sind der Zufluchtsort der Elenden; sie sorgen für das geistliche und leibliche Bedürfniß der Armen. Allmosen sind ihre gröste Ausgabe, und Nothleidende sehen sie als ihre Kinder an. Die Geschichte hat unzählige Beyspiele, daß wo ein Kloster erbauet worden ist, sich alsbald ein Zufluß von Menschen eingefunden hat, woraus nach und nach Dörfer, Flecken und Städte erwachsen sind. Unbillig wäre es also, wenn man den Klöstern aus ihren Einkünften ein Verbrechen machen, und ihnen weltliche Verwalter setzen wollte.

Dadurch würde ihr Eifer erkalten; ihre Wohlthätigkeit würde eingeschränkt oder aufgehoben werden, und ein großer Theil des Guten, welches sie stiften, und der heilsa-

men Zwecke, welche sich diejenigen vorgesetzt, von denen sie ihre Besitzungen und Einkünfte erhalten haben, würden dadurch vereitelt werden. Man untersuche doch wohl, ob weltliche Unterthanen besser gehalten sind, als geistliche, ob weltliche Herren ihre Einkünfte besser verwalten als die Klöster und Verbrüderungen, ob es zuträglicher ist, daß die Güter zu den Domänen geschlagen, und ihre Einkünfte in den landesherrlichen Fiscus, oder aber ob das Land nicht besser dabey fährt, daß alles so bleibe wie es ist, ehe man sich durch den Strom hinreißen laße zu einer Veränderung zu rathen oder selbst zu schreiten. Man urtheile nicht partheyisch, nicht einseitig; man überlege kalt, und frage auch vernünftige und einsichtsvolle Ordensgeistliche um Rath, und es kann nicht fehlen, man wird einsehen, wie wenig die allgemein vorgeschlagene Mittel zu einer wirklichen Verbesserung dienen, und diejenigen kennen lernen, die der Religion und dem Staate die vortheilhaftesten sind.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Friedrich R.

Beytrag zu einer Apologie des Mönchs-Standes aus statistischen und religiö
sen Gründen

Straßburg 1783

H.mon. 55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029526-0
VD18 1065044